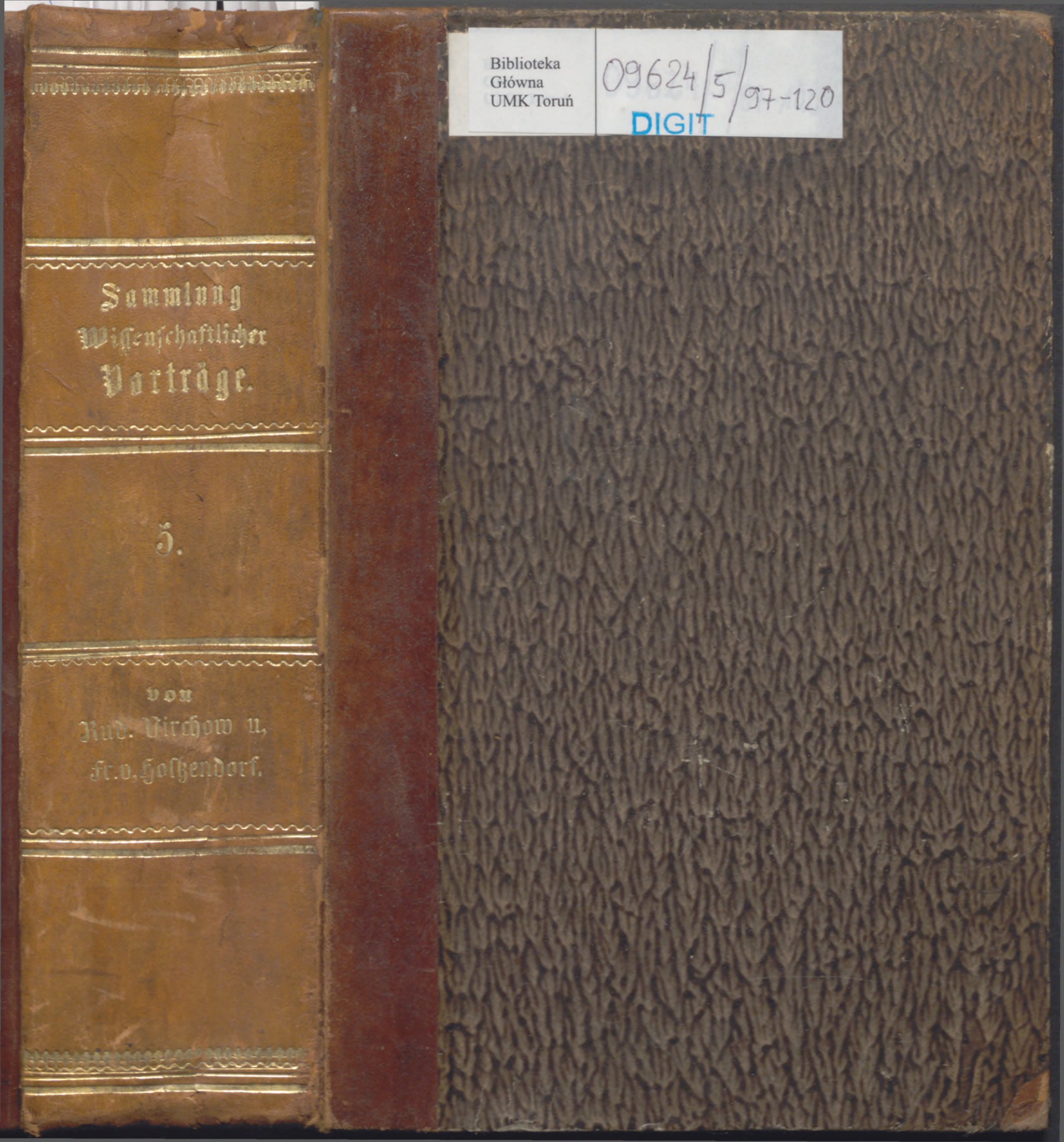

Sammlung
Wissenschaftlicher
Vorträge.
5.
von
Rud. Virchow u,
Fr. v. Holtzendorff.
Biblioteka
Główna
UMK Toruń
09624/5/97-120
DIGIT


PATI
PATI.
ET NON
Kunheim-Judittensche
Bibliothek.

# Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff.**

**V. Serie.**
**Heft 97—120.**

Berlin, 1870 und 1871.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

# Inhalts-Verzeichniß der V. Serie.


| Heft. | | Seite. |
|---|---|---|
| 97. | H. Steinthal, Mythos und Religion | 1—32 |
| 98. | W. von Wittich, Physiognomik und Phrenologie | 33—72 |
| 99. | Chr. Petersen, Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer | 73—112 |
| 100. | Robert Volz, Der ärztliche Beruf | 113—160 |
| 101. | R. Zelle, Reform der Vormundschaftsgesetzgebung. Staats- oder Selbsthülfe | 161—200 |
| 102. | Karl Zöppritz, Ueber die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benutzung | 201—248 |
| 103. | Wilhelm Oncken, Aristoteles und seine Lehre vom Staat | 249—288 |
| 104. | Jacob Nöggerath, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen | 289—320 |
| 105. | J. C. Bluntschli, Die nationale Staatenbildung und der moderne deutsche Staat | 321—368 |
| 106. | H. Settegast, Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht. Mit 1 Titelbild | 369—400 |
| 107. | Theodor Bernhardt, Lord Palmerston | 401—440 |
| 108. | H. Wedding, Das Eisenhüttenwesen. Zweite Abtheilung: Die Darstellung des Stahls und Schmiedeisens. Mit 3 Holzschnitten | 441—480 |
| 109. | Bruno Meyer, Die Beziehungen der Gewerbezeichenschulen zur Kunstindustrie und zur Voklsbildung | 481—512 |
| 110. | Ernst Haeckel, Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten | 513—556 |
| 111. | Justus Roth, Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene | 557—592 |
| 112. | J. Berger, Moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden. Mit 9 Holzschnitten | 593—640 |
| 113. | Gustav Lewinstein, Die Alchemie und die Alchemisten | 641—676 |
| 114. | Alfred Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften | 677—732 |

Heft. Seite
115. W. Henke, Zeichnen und Sehen . . . . . . . . . . 733—780
116. Emil Friedberg, Die Geschichte der Civilehe. . . . 781—820
117. Emil Naumann, Ludwig van Beethoven. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier . . . . . . . . . . . 821—860
118. Bernhard Arnold, Sappho . . . . . . . . . . 861—892
119. Franz von Holtzendorff, Die britischen Colonien . . 893—930
120. Rudolf Virchow, Ueber das Rückenmark. Mit 7 Holzschnitten . . . . . . . . . . . . . . . . . 931—972

Wir bitten zu beachten, daß die Seiten der Hefte eine doppelte Paginirung haben: oben die Seitenzahl des einzelnen Heftes, unten — und zwar eingeklammert — die fortlaufende Seitenzahl der Serie (des Jahrgangs).

# Mythos und Religion.

---

Von

Dr. H. Steinthal,
Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

---

Berlin, 1870.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Durch die Welt des Geistes zieht sich in gleicher Strenge wie durch die Natur eine Kette ursächlichen Zusammenhanges; und wenn man demgemäß sagt, wie man es so oft ausspricht, jede Zeit sei die Wirkung der ihr vorangegangenen, unser Alter sei das Erzeugniß der früheren: so dürfen wir das nicht in schattenhafter Unbestimmtheit nehmen. Auch in der geistigen Welt, möchte man sagen, geht kein Atom verloren; was je war, verharrt unvertilgbar; in unsern Geistern leben die Geister aller Verstorbenen aller Zeiten. Dies ist es, was man Tradition, Ueberlieferung nennt, nämlich die Einrichtung, daß jedes Geschlecht die geistige Erbschaft seiner Väter antritt. Die Gedanken-Elemente, welche in solcher Weise überliefert werden, mögen immerhin mannichfache Schicksale erfahren; vernichtet werden sie nicht. Hierauf beruht das geistige Leben, seine Gesundheit und seine Krankheit, seine Stetigkeit und sein Kampf. Wie wir körperlich in unabgerissenem Faden mit den Urmenschen zusammenhängen, so auch die Gestaltungen unseres Bewußtseins und die Einrichtungen unseres praktischen Lebens. Dies ist der Grundgedanke der Geschichte, den sie darzulegen, den sie, wo er verdunkelt ist, zu enthüllen hat. Die Kritik des jetzt Bestehenden ist ohne diese Erkenntniß unmöglich; je tiefer sie aber den Zusammenhang der Geschichte durchschaut: um so gerechter wird sie sein im Urtheil, um so schonender gegen das Berechtigte und Fruchtbare,

um so schärfer gegen das Störende und um so kräftiger im Neubau.

Um aber das Wesen dieser nirgends unterbrochenen Kette der geistigen Welt nicht einseitig aufzufassen, müssen wir zu dem einen Punkte, daß nämlich die geistigen Erzeugnisse jedes Geschlechts auf die folgenden übergehn, noch den andern Punkt hinzufügen, daß die Natur des Menschen durch alle Zeiten unveränderlich dieselbe bleibt. Darum eben vermag jedes Geschlecht das festzuhalten, sich das anzueignen, was die Geschlechter vor ihm geschaffen haben, weil es die Kraft und den Trieb hat, auch selbst ganz dasselbe zu schaffen, wenn dies die Väter nicht schon gethan hätten. Denn abgesehen davon, daß die Natur den Menschen immer wieder in gleicher Weise hervorbringt, ist auch Folgendes wichtig. Nämlich nicht nur der geistige Inhalt, das Erzeugniß, wird von einer Zeit zur andern vererbt, sondern es werden zugleich auch die Kräfte fortgepflanzt, welche das früher Geschaffene hervorbrachten, sowohl die angeborenen wie die erst erworbenen. Denn diese Kräfte wohnen den Gedanken und Einrichtungen inne, welche durch sie hervorgebracht sind, und folglich werden sie mit diesen vom Vater dem Sohne, vom Meister dem Schüler mitgetheilt. Und nur weil es sich so verhält, weil nicht bloß Producte übergeben, sondern zugleich Kräfte in dem Empfangenden geweckt werden, nur dadurch ist Ueberlieferung möglich.

So hängt der Sprachbau, vermittelst dessen die heutige Menschheit ihr Inneres äußert, mit jenen Lauten zusammen, vermittelst deren die Urgeschlechter sich ihre dürftigen Vorstellungen unter einander mittheilten; und auch dieses Innere selbst, unsere höchste Poesie und unsere tiefste Speculation, unser Glaube und unser Aberglaube läßt sich mit nirgends abgerissenen Fäden an die ärmliche Weltanschauung der Urzeiten anknüpfen.

Wir begreifen demnach das Doppelte: einerseits, wie an=

ziehend und in vieler Beziehung aufklärend für unsere Culturform die Erforschung der Zustände und der Gedankenwelt der uralten Menschheit sein müsse; und andrerseits wie es möglich ist, für jene längst verschollenen Zeiten, aus denen kein geschichtlicher Bericht zu uns gelangt ist, Erkenntnißgründe in Umständen zu finden, denen wir heute noch so zu sagen leibhaftig entgegentreten, die noch in der heutigen Gesellschaft leben.

Es ist nun vorzugsweise die Sprachwissenschaft und die Mythologie, welche durch umfassende Vergleichung der bloß in schriftlichen Denkmälern bewahrten, wie der heute noch auf der Erde gesprochenen Sprachen, ferner durch Vergleichung der Dichtungen und Sagen, die aus alter Zeit durch die Wissenschaft überliefert sind oder heute noch im Munde des ungebildeten Volkes leben, wie auch durch Vergleichung der Sitten und Gebräuche und Einrichtungen, des Glaubens und Aberglaubens aller Länder, uns den Einblick in den Geist der ursprünglichen Menschengeschlechter eröffnet haben. Dieser von der Wissenschaft bewirkte Zusammenschluß des Beginnes mit dem endlichen Heute (so staunenswerth und doch im Allgemeinen so leicht begreiflich) zeigt uns einerseits eine das Gemüth unfehlbar ergreifende, erhebende und erweiternde Einheit des Menschengeschlechts, eine gewisse Bürgschaft der einen Generation für die andere, eine Verpfändung der Völkerschaften für einander, und predigt andererseits so laut eine demüthigende Geringfügigkeit des einzelnen Mannes und Geschlechtes, daß die sittlich reinigende Kraft solcher Betrachtung ohne Weiteres klar ist.

Erst von dem Hintergrunde dieser Betrachtung aus tritt uns nun auch die entgegengesetzte in rechtem Maße entgegen; erst auf dem Grunde der Gleichheit der menschlichen Natur, der Unverlierbarkeit des geistig Gewonnenen und der Einheit der ganzen Gattung erscheint die Ungleichheit der Völker, der Zeiten,

der Individuen, erscheint der Fortschritt in seinem wahren Lichte. Wenn es beim ersten Blicke den Anschein gewinnt, als ob zu dieser und zu jener Zeit eine neue geistige Schöpfung aus dem Nichts hervorbräche, vor welcher die ältere Welt in das Nichts zurückgesunken wäre: so wird allerdings solcher Schein durch eingehende Beobachtung zerstört, und auch in solchen Epochen zeigt sich dem tiefer dringenden, sorgfältiger überblickenden Auge der Zusammenhang des Späteren mit dem Früheren. Und dennoch geschieht es mit vollem Rechte, daß man behauptet, es sei Neues entstanden und Altes geschwunden; denn es ist wirklich vieles, ja alles anders geworden. Die vorhandenen Elemente sind nämlich anders combinirt, anders bezogen, und dadurch hat nicht nur das Alte, obwohl es erhalten ist, ein neues Wesen, eine neue Bedeutung erlangt, sondern es sind auch durch die neue Combination wirklich neue Kräfte hervorgetreten, welche manches ermöglichen, wovon früher keine Ahnung da war. Es giebt geniale Menschen, geniale Zeiten, und es giebt Schöpfungen, wenn auch nicht aus dem absoluten Nichts: wie die Vögel und die Säugethiere im Verhältniß zu den Fischen Genies oder Schöpfungen sind. Es ist also festzuhalten, daß auch im Reiche des Geistes einerseits niemals Etwas aus Nichts entsteht, daß aber auch andererseits weit herrschende menschliche Einrichtungen und Vorstellungen sich nicht wie mit einem Schwamme von der Tafel der Wirklichkeit wegwischen lassen, daß indessen das Bestehende einer allmählichen Umgestaltung fähig ist, welche im Laufe längerer Zeit so bedeutsam werden kann, daß der Zusammenhang des Anfangs mit dem Ende sich dem oberflächlichen Blicke völlig entzieht.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßte mich das Thema, über welches ich zu reden die Ehre habe, das Schicksal des Mythos. Denn wann und wo ist er entstanden? In der Urzeit überall

da, wo Menschen lebten, in unvermeidlicher Nothwendigkeit. Er ist seinem Umfange nach alles, was die alten Geschlechter dachten, ihre ganze Gedankenwelt. Und wann endete er? Er lebt heute noch. Sollen wir ihn vernichten? Zuvor wäre die Frage, ob wir es können. Und wenn wir es nicht einmal können, so wenig wie wir ein Sonnenstäubchen wegschaffen können, so begränzt sich die Aufgabe vielmehr dahin: wie weit sollen wir ihn beschränken? in welche Combination ihn versetzen? Das ist der Inhalt meines gegenwärtigen Vortrags.|

Wie schon soeben bemerkt: unter dem Begriff Mythos befassen wir die gesammte Vorstellungs-Welt der Völker auf ihrer ersten Entwicklungsstufe, welche von den Völkern der Weltgeschichte längst überstiegen ist, auf welcher aber die culturlosen Stämme heute noch verharren, auf welcher die Kinder immer stehn werden. Das Bild, welches sich der Mensch auf der ersten Stufe geistiger Bildung von dem All entwirft, wie er sich die Gestalt und Einrichtung der Welt als eines Ganzen vorstellt, und wie er sich die einzelnen Vorgänge in der Natur und im Menschenleben erklärt, wie er sich den Grund alles natürlichen und geistigen Daseins und der Beschaffenheit aller Wesen begreiflich macht: das alles ist Mythos. Er denkt mythisch; und darum wird jeder Gedanke zum Mythos, jede Anschauung zum Symbol.

Was heißt das nun aber — mythisch denken? Um dies zu verstehen, müssen wir versuchen, uns in das Bewußtsein der ältesten Geschlechter zu versetzen. Denken wir uns also die Menschheit im Zeitalter ihrer Kindheit. An Geist ist sie ein Kind: sie ist noch ohne jede Erkenntniß. Sie liebt das Licht; denn das Auge ist ja sonnenhaft, und alles liebt seines Gleichen. Auch die Wärme fühlt man wohlthuend. — Es ist Tag. Nun aber sinkt die Sonne zusehends, schwindet gänzlich und es wird

Nacht, dunkel und kühl. Das Auge sieht nicht mehr klar; auch das Gethier hat sich zurückgezogen, und nur das übelklingende Geschrei von Nachtvögeln und Raubthieren wird in der Stille um so grausiger vernommen. Ein feuchter Wind erkältet den Leib und zerstreut den angezündeten Reiserhaufen, die Flamme ist erloschen. Je weniger Bestimmtes die Sinne wahrnehmen, um so lebhafter gestaltet der innere Sinn angemessen der unbehaglichen Stimmung in unheimlichen Formen. Man ist müde und fühlt die Schwäche der Lebenskraft; man fühlt sich in Gefahr, angegriffen von unsichtbaren grausigen Mächten, welche schon Licht und Wärme und Leben hingerafft haben. Dann sinkt man in Schlaf, in Erstarrung; das Bewußtsein ist hin. Und darauf erwacht man wieder, und man sieht, wie das Licht wieder da ist und immer mehr wieder kommt, die Sonne steigt und Pflanzen und Thiere leben wieder auf. Man hat einen Tod und eine Auferstehung des Alls und seiner selbst erfahren — und bloß erfahren; man war dabei ganz unthätig und fühlte sich ganz ohnmächtig, man war dahin. Man hat nichts abwehren können, und man hat nichts dazu gethan, das geschwundene Leben wieder zu erwecken. Mit welchem Gefühl muß dieser Mensch die in majestätischer Pracht aufgehende Sonne begrüßen — jetzt, da er sich wieder in frischester Kraft erhebt? — Es war Sommer; nun wird es Winter. Die Mächte der Nacht sind gewachsen, sie verdrängen Licht und Wärme immer mehr, sie scheinen ganz des Tages Herr zu werden, Herr zu sein: das Licht verhüllt von dunklen Wolken, die Pflanzenwelt abgestorben; jetzt scheint alles dem sichern Untergange nahe. Und nun kommt der Frühling. Das Licht hat wieder gesiegt und wiederum lebt Alles neu. Und der Frühling kommt in den südlicheren Gegenden, wo jene Menschen wohnten, unter furchtbaren Gewitterstürmen und Regengüssen mit ganz anderer Gewalt und Majestät als bei

uns. Wie soll der kindliche Mensch das fassen? Und das alles geschieht abermals um ihn — um ihn räumlich und ursächlich, in seiner Umgebung und um seinetwillen: so muß er glauben. Und er hat gar nichts dabei gethan. Also andere Wesen haben gewirkt, um ihn gekämpft; einige haben ihn bedroht und andere ihn gerettet. Er fühlt sich als Gegenstand eines Kampfes zwischen Wesen, die ihn hassen und die ihn lieben, die ihn verfolgen und die ihn schützen. Was sind das für Wesen? und wie soll er sich zu ihnen verhalten?

Hier ist, ich sage nicht: der Quell, aber die Veranlassung zu Mythos und Religion; denn der Quell springt im Innern des Menschen, bei solchen Anlässen bricht er hervor. Der Urmensch fühlt sich fremd in der Welt. Sein Leben ist der unaufhörliche Kampf um das Dasein. Ihm dient die Natur nicht wie uns; ihm ist durchaus alles unheimlich, das Thier in seiner Menschen-Aehnlichkeit und Menschen-Feindschaft und selbst das gezähmte Thier und der Urwald mit seinen Geheimnissen; die unabsehbare Erde und die unfaßbaren Himmels-Erscheinungen. Unerkannt sind ihm die Elemente, das Feuer, das Wasser, die Luft. Er kennt noch kein Wunder, noch kein Unbegreifliches; denn davon spricht man erst, wenn man einiges erkannt hat; ihm aber ist noch alles unbegriffen. Selbst wenn er gelernt hat, Feuer bewahren, Feuer entzünden: was ist denn dieses bunt leuchtende Wesen, das aus dem Holze springt, dasselbe umklammert hält und beleckt; und während es so hell leuchtet, schwärzt sich das, woran es haftet, und eine dunkle Rauchwolke steigt auf; endlich schwindet dieses Feuer-Wesen, und Asche liegt vor dem Menschen, das Holz ist hin — wohin? und wohin die Flamme? Und der Mensch selbst trägt Lebensfeuer in sich, das auch erlischt. — Die Bewegung und Wirkung des Wassers aber und des Windes, ihr

Kommen und Gehen, ihr Rauschen und Toben, ist es weniger unbekannt und fremd?

Des Thieres Auge mag vom herabfahrenden Glanze des Blitzes getroffen sein; es mag heftig erschrecken; aber die Einwirkung geht spurlos vorüber, obwohl der Schrecken durch den folgenden Donnerschlag erhöht werden mag. Es kann ursprünglich beim Menschen nicht anders gewesen sein. Er aber lernt Donner und Blitz wirklich wahrnehmen. Während er anfänglich, wie das Thier, in seinem Schrecken gar nicht erfuhr, was geschehen: so macht er später doch eine Wahrnehmung, er sieht den herabfahrenden Glanz und hört das darauf folgende Getöse. Das sind freilich zunächst nicht mehr als eine Gesichts- und eine Gehörs-Empfindung. Dazu treten andere Wahrnehmungen: die dunkle Wolke, der herabströmende Regen; dazu treten die Erinnerungen an die verhüllte Sonne, die bedeckte Bläue des Himmels, an die vorangegangene Gluth und Dürre; dazu tritt die Erfahrung, wie nach dem Regenguß sich alles erquickt. Diese Elemente setzen sich zusammen; aber wie? Denn ohne Bindemittel können sie nicht zur Anschauung vereinigt werden; womit also oder wie werden sie in eine Einheit gebracht, in Beziehung zu einander versetzt, so daß sie sich zusammenschließen? Nicht logisch, nicht mit logischen Mitteln, sondern mythisch. Schon die höchst aufgeregte Gemüthsstimmung, in welcher der kindliche Mensch den Naturerscheinungen gegenüber stand, ließ besonnene Beobachtung, verständiges Abwägen, Urtheilen und Schließen nicht aufkommen; ja in solcher Gemüthsstimmung war nicht einmal der Blick möglich, der zu einer fest umgrenzten Wahrnehmung nothwendig gewesen wäre. Dieser Mensch wußte eben noch gar nichts; er konnte also nicht vergleichen, und für logische Thätigkeit fehlten alle nothwendigsten Vorbedingungen. Sein Bewußtsein beschränkte sich auf sehr unbestimmte Wahrnehmungen

des Aeußern und auf das, was er an seinem Leibe und in seinem Innern unmittelbar erfaßte: seine Gefühle, Strebungen und Bewegungen. Mit diesen Mitteln allein mußte er sich in der Welt zurecht finden; darauf allein war er angewiesen, um sich von allem, was ihm begegnete, Vorstellungen zu bilden. Es wirkte also hier, ganz wie im Geiste des Kindes, nur Anschauung und Gefühl, aber nicht Analyse und Abstraction. Ein solcher Mensch hat noch keinen Verstand. Hier weiß man noch nichts von Elementen, Kräften und Processen, sondern nur von Wesen, und diese erscheinen ganz so, wie sich der Mensch selbst erscheint; alles wird für lebendig gehalten, alles gilt als fühlend, strebend und sich bewegend oder vielmehr handelnd, wie der Mensch sich selbst unmittelbar in Gefühlen und Begierden und Handlungen begriffen weiß. Alles Geschehen gilt als eine That irgend eines Wesens, welches man zur That als dieselbe übend hinzudichtet. Der Begriff des Geschehens ist also noch unbekannt; jede wahrgenommene Bewegung gilt als Handlung, wie der Mensch handelt, wenn er sich bewegt; und jede Handlung hat ein Motiv, wie der Mensch durch Motive geleitet wird. Auf dieser Stufe weiß der Mensch noch gar nicht, daß es leblose Dinge giebt, welche in mechanischer Beziehung zu einander stehen und von Ursachen abhängig sind; sondern man sieht überall nur Wesen, welche innerlich den Menschen gleichen, und sich wie solche benehmen, an Gestalt aber Menschen oder Thieren oder menschlichen Geräthschaften ähnlich sind. Man beurtheilt alles was man wahrnimmt nur nach sich, nach dem was man an sich und in der nächsten Umgebung erlebt.

Die Himmels-Erscheinungen ziehen vorzugsweise die Aufmerksamkeit auf sich. Aber mit diesen ist ja das Irdische verbunden; das Himmlische, Blitz und Regen, also Feuer und Wasser, fällt ja herab auf die Erde. Und so wird auch diese in

den Kreis der Betrachtung gezogen. So sieht man am Himmel nicht Wolken und Gestirne, nicht Blitz und Regen, man hört nicht Donner und Sturm, wie wir thun und wie wir sagen; sondern in jener oberen Welt giebt es für die Urmenschen Schlangen oder Drachen und Kühe und Widder und Vögel und sonstige männliche oder weibliche mensch- und thiergestaltete Wesen, welche unter sich kämpfen oder friedlich verkehren, Waffen und Geräthschaften tragen und in allen Weisen Geschrei erheben und Lärm verursachen, welche sich in Liebe und Haß verfolgen, sich umwerben und heirathen. Es giebt kaum ein Thier in der Nähe des Menschen, das nicht der mythisch denkende Mensch am Himmel zu erkennen glaubte; und es giebt keine Form menschlichen Verkehrs, menschlicher Gesellung und Beziehung, die man nicht zwischen den himmlischen Wesen angeschaut hätte: Mann und Weib, Eltern und Kinder, Bruder und Bruder, Bruder und Schwester, Freund und Feind, Sieg und Niederlage, Gefangenschaft und Befreiung. Kurz wo wir nur immer ein Natur-Ereigniß erkennen, da sieht der mythisch denkende Mensch eine Geschichte von handelnden Wesen oder ein Verhalten und Leben von bewußten Wesen. — Zu diesen Himmels-Geschichten wird auch eine angemessene Scenerie angenommen. Wenn man da oben feindliche Mächte im Kampfe glaubt, so sieht man dort auch deutlich in den Wolken die fest gemauerte Burg, in der sich die eine Macht schützt, die von der andern angegriffen und mit dem Blitz niedergeschmettert wird. Oder der Himmel erscheint als buntglänzender Wiesenteppich, auf welchem junge Mädchen spielen und Blumen pflücken. Oder da sind Mädchen, welche aus Krügen befruchtendes Wasser sprengen. Oder da ist ein Jäger, der einen Hirsch verfolgt, einen Eber jagt, oder einer spröden Jungfrau nacheilt.

Wir können uns nicht wundern, daß die mannichfachen

meteorologischen Erscheinungen, die verschiedenen Wolken-Gestaltungen und Färbungen mit Sonnenschein oder Regen und Donner und Blitz, mit Sturm oder Windstille, bei Mondschein oder schwarzer Nacht, dem naiven Auge die verschiedensten Scenen vorzaubern, die es mit größter Bestimmtheit zu sehen glaubt. Der Mensch sieht niemals bloß mit dem Auge, sondern immer mit Hülfe des innern gestaltenden Sinnes. Sein Horizont ist immer ein in seinen Theilen zusammenstimmendes Gemälde. Glaubt er Jagdlärm zu hören, so sieht er auch den Jäger dazu und das Wild und ein Revier.

Zu diesem Bilde vom Himmel bietet die Erde die genau entsprechende Kehrseite. Von oben her wird sie bevölkert. Daher befinden sich jene Wesen auch hier. Alle irdischen Thiere sind nur von oben herabgekommene Thiere; und auch was uns nicht als Thier gelten kann, erscheint im Mythos als solches: der Fluß ist eine Schlange oder ein Stier, u. s. w. Denn der Urmensch hat nie einen Fluß vom Anfang bis zum Ende gesehen. Und wenn er am Quell sitzt, was soll er sich von dem unaufhörlich hervorquellenden murmelnden Wasser denken? Wie soll er sich diese Erscheinung erklären?

Das ist Mythos. Die Wissenschaft der Mythologie hat dies des Weitern und des Tiefern darzulegen. Darauf kann ich in dieser Stunde nicht eingehen. Ich erinnere nur noch ganz allgemein an das, was wir in der Schulzeit von griechischer Mythologie gelernt haben, an jene das jugendliche Gemüth so anziehenden Erzählungen von Apollo, der den bösen Drachen Pytho tödtet; von seiner Schwester, der Jägerin Artemis oder Diana; von Herakles, der so viel Ungeheuer tödtet oder vertreibt, die Hirschkuh jagt; von Persephone, die im Garten spielend von Pluto geraubt wird u. s. w. u. s. w. Das sind Mythen, d. h. es sind nicht Geschichten, wofür der Knabe sie nimmt; sondern

solche Begebenheiten, glaubte der kindliche Mensch, gehen wirklich da oben vor, wo wir Wetter=Erscheinungen sehen. Sie sind der eigentliche Inhalt seiner Auffassung der Wirklichkeit.

Sie wurden erzählt von Geschlecht zu Geschlecht. Die Erkenntniß der Menschen schritt aber vor. Die Grenzlinie zwischen Lebendem und Leblosem, zwischen Thier und Mensch, die man zuerst nur sehr schwach und unbestimmt gezogen hatte, trat immer schärfer hervor. Die äußern Erscheinungen wurden also nach langer, langer Zeit allmählich in ganz anderer Weise aufgefaßt. Die Wolke und der Blitz wurden nicht mehr je nach ihrer Gestalt oder Farbe bald für dieses bald für jenes ungeheuerliche Thier gehalten, sondern für etwas ein für allemal Bestimmtes, eine besondere Art von Wesen, welches man auch immer mit demselben Worte Wolke, Blitz nannte. Im Aufgange und Untergange der Sonne sah man nicht mehr die Geburt und den Tod eines Helden, sondern das Schwinden und die Wiederkehr desselben lichten Wesens. Die mythischen Erzählungen aber, mit denen früher jene Erscheinungen erfaßt waren, wurden nicht um so weniger unaufhörlich erzählt, nun jedoch nicht mehr so verstanden, wie sie ursprünglich gemeint waren. Was sie bei ihrem Ursprunge bedeuteten, das war deswegen ganz aus dem Bewußtsein geschwunden, weil das Geschehen, dessen Erklärung sie gaben, jetzt ganz anders verstanden ward. Die Beziehung, in welcher sie zur Natur standen, war vergessen; und so waren sie aus ihrem wesentlichen Zusammenhange herausgerissen, und gingen als bedeutungslose, eigentlich unverstandene Geschichten von Mund zu Mund, an welchen man sich erfreute. Dabei wurden sie immer lebendiger, immer mehr dem ästhetischen Interesse entsprechend umgestaltet, combinirt, fortgeführt. Da sie aus der ihnen eigentlich zukommenden Localität, dem Bereiche dort oben, herausgerissen waren, so gab man ihnen den irdischen Boden als

Schauplatz, sei es einen Götterberg, wie den Olympos, sei es auch einen bestimmten Ort in der Nähe des jedesmaligen Erzählers. Wer jener Jäger, jene Jungfrau, jener Räuber u. s. w., wovon man erzählte, ursprünglich war, daß sie z. B. Ausdrücke für Gewitter-Erscheinungen waren, das wußte man nicht mehr. Sie mußten vor alten Zeiten gelebt haben, meinte man natürlicherweise; es waren Götter oder Könige früherer Geschlechter, ihre Gattinnen und Töchter und deren Feinde, wovon man erzählte. So erlitt der Mythos allmählich das Schicksal, daß die in den Wetter-Erscheinungen sich fortwährend wiederholenden Thaten himmlischer Persönlichkeiten für einmalige Begebenheiten unter Göttern oder Menschen gehalten wurden. Statt daß man ursprünglich beim Anblick des Gewitters sagte: dieses Wesen thut jenem dies und das, sagte man in späterer Zeit: irgend einmal that eine so oder so benannte Person einer andern Person oder einem Thier das und das. Die Menschengeschlechter, in denen sich solcher Wandel des Mythos vollzog, blieben in ihrer Naivität ohne jedes Bewußtsein darüber, daß in ihrem Geiste sich etwas geändert habe, daß alte Erzählungen umgestaltet worden. Ferner setzte man stillschweigend voraus, was zu einander zu passen scheint, das müsse auch wohl zu einander gehören. Kennt man eine Localität, die sehr geeignet ist, als Schauplatz einer jener Begebenheiten zu dienen, so wird sie auch unmittelbar dafür anerkannt und gilt als Beweis der Richtigkeit und Wahrheit der Erzählung. In diesem Lande muß jene gepriesene Persönlichkeit als Herrscher gelebt, an dieser Stelle seine That vollbracht haben. Kennt man einen wirklichen Menschen, etwa einen vor nicht langer Zeit verstorbenen König, der einer solchen Heldenthat, wie diejenige ist, welche von einer mythischen Person erzählt wird, wohl für fähig gehalten werden kann, so wird sie ihm auch ohne Weiteres zugeschrieben; an Stelle des halb vergessenen mythischen

Subjects, an dem man kein Interesse mehr hat, schiebt sich unvermerkt durch einen Gedächtnißfehler der weit gepriesene König. Solche umgestaltete Mythen, welche ehemals in der Luft schwebten, nun aber in der nächsten Nähe des Erzählers localisirt sind, und deren Persönlichkeiten wie geschichtliche Menschen auftreten oder gar mit solchen verschmolzen sind, nennt man Sagen.

Man kann es sich wohl leicht vorstellen, wie die mannichfachen Formen der meteorischen Erscheinungen zu vielen Mythen Veranlassung geben, und wie dann weiter ein und derselbe Mythos in vielen Sagen umgestaltet und daneben doch auch in seiner ältern Gestalt als Mythos erhalten werden konnte. Völker von vorzugsweise regsamer Phantasie, wie die Griechen, die Germanen, besitzen daher einen unerschöpflichen Reichthum an Sagen und auch an Mythen. Das Schicksal derselben war wie von Anbeginn, so auch weiter nicht das gleiche. Einige Mythen wurden von der Religion ergriffen und gewannen Bedeutung für das Dogma und den Cultus. So wurden sie von Priesterschaften in ursprünglicher Form bewahrt, oder auch nach den Anforderungen der religiösen Vorstellungen modificirt, zum Symbol gestaltet und dadurch geheiligt. Das Volksbewußtsein aber konnte solche Mythen, wie andere, die ohne Bedeutung für die Religion geblieben sind, in Sagen umgestalten. Traten nun später Dichter auf, so griffen diese solche Sagen heraus, die am meisten das ästhetische und auch das sittliche Interesse befriedigten, und behandelten sie rein nach Rücksichten der Poesie und der poetischen Gerechtigkeit. Andere Sagen wurden für wirkliche Geschichte genommen, wie die von Romulus, dem angeblichen Gründer Roms, oder wie die, welche sich um den Untergang Trojas gruppiren. Vor alter Zeit haben gelehrte Männer das Jahr berechnet, in welchem jene Ereignisse vorgefallen sein sollten;

sie glaubten es genau herausgebracht zu haben. Sie wurden von dem Scheine der Wirklichkeit getäuscht, welche jene Sagen vor sich her tragen. Andere Sagen wurden weder von Priestern, noch von Dichtern, noch von Historikern beachtet; sie blieben dem Volke anheim gegeben bis heute, wo sich die mythologische Wissenschaft ihrer annimmt und sie sammelt. Sie finden sich im Munde des niedern Volkes aller Orten, in Gebirgen und im ebenen Flachlande, und werden an Felsbildungen, an alte Schlösser oder Teiche und Seen geknüpft. — Manche Mythen wurden ganz unter die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft gesetzt, jedoch ohne an einem bestimmt genannten Orte und unter bestimmt benannten Personen zu spielen: so wurden sie zu Märchen. Im Märchen giebt es wohl Könige, Königinnen und besonders Prinzessinnen und eine ganze menschliche Gesellschaft, Diener und Dienerinnen, treue und treulose; Väter und Mütter und besonders Stiefmütter u. s. w.; aber alle sind ohne Namen, und sie waren einmal, ohne daß gesagt würde, wann und wo. Wir kennen diese zum Theil tief innerlichen, wirklich poetischen Erzählungen, mit denen wir heute noch unsere Kinder und auch uns selbst erfreuen. Wir erinnern uns hier aber auch wohl der gruseligen Geschichten, des eigentlichen Aberglaubens, welche in der ehemaligen Spinnstube die Gemüther erregten.

Das Schicksal des Mythos, welches ich hiermit in weiten Umrissen gezeichnet habe, mag nun noch ein Beispiel erläutern. An tausend Orten erzählt man unter abergläubischem Grauen von einer weißen Dame, einer Frau oder Jungfrau, welche in Burgen oder Schlössern in der Mitternachtsstunde umgeht, in weißem Kleide, welches, etwas gehoben, einen blaugrauen Unterrock zeigt, mit einem Lichte oder einer Laterne in der Hand, den Schlüsselbund an der Seite. Das Volk, von welchem sie oft genug gesehen worden ist, wie man fest versichert, weiß auch,

wer diese Dame ist, wie sie im Leben hieß, und was sie verbrochen und erlitten, weswegen sie so verdammt ist, und auch wohl wie sie erlöst werden könnte. Der Mythologe aber weiß, daß diese weißen oder vielmehr blaugrauen Frauen wirklich von sehr edlem Geschlechte sind; denn es sind die Nachkommen einer sehr nahen Verwandten der Göttin Athene, der Burgfrau der Akropolis von Athen, die ebenfalls mit einer Lampe versehen und Schlüsselbewahrerin ist. Dieses Geschlecht war nicht nur edel, sondern auch ausgezeichnet durch Schönheit. Helena, die auf der Burg des Priamus gefangen gehalten wird, Brunhild oder Sigurdrifa, die vom Dorn gestochen in der glutumgebenen Burg im festen Schlafe lag, bis sie von Sigurd oder Siegfried, der durch die Flammenmauer zu ihr dringt, geweckt wird, und endlich das liebliche Dornröschen: sie alle sind aus derselben Familie; derselbe oder ein verwandter Mythos hat sie erzeugt. Eben so ist der genannte Siegfried, der Drachentödter, ein Doppelgänger des Apollo, und so sind es alle jene Helden, von denen die Völker rühmen, daß sie den Drachenkampf bestanden haben.

Diese Erinnerung an Helena und Brunhild genügt, um zu zeigen, von welcher Wichtigkeit die aus dem Mythos entwickelte Sage für die Poesie ist. Nicht nur einzelne Gleichnisse und Bilder, nicht bloß den kleinen, wohl zu entbehrenden Schmuck gewährt der Mythos, sondern die Fabel, den Stoff für die große epische Dichtung der Völker: so für Homer und die Nibelungen und den Gesang von Roland. Und nicht nur die dramatischen Dichter des alten Athen überdichteten Mythen und Sagen, sondern auch Shakespeares tiefste Tragödie, Hamlet, ist jenem Kreise entsprossen. Hamlets Stammbaum führt nach sehr wenigen Mittelgliedern auf Götter zurück. Auch gehören hierher, wiewohl ferner stehend, Macbeth und auch Romeo und Julie.

So lebt der Mythos bis heute fort in der Poesie, in Sagen,

in Kinderspielen und im Aberglauben, wie auch in Sitten und Gebräuchen, was hier nicht ausgeführt werden kann. Der Mythos ist aber auch religiös geworden, und dieses Verhältniß wollen wir etwas näher betrachten, wegen seiner praktischen Wichtigkeit.

---

Wir haben uns zunächst klar zu machen, was Religion ist, um dann ihr Verhältniß zum Mythos begreifen zu können, dessen Wesen uns nun genügend bekannt ist. Nicht davon ist die Rede, was irgend eine Religion lehrt; sondern die Frage geht auf den allgemein menschlichen Grund, aus dem jede Religion fließt, den Grund, welcher sie in der Urzeit hervortrieb, und welcher sie heute noch in jedem Menschen hervortreibt und dies für immer thun wird. Ohne Religion wäre nur der eigentlich Böse, der nur am Bösen Lust fühlte, ausschließlich am Gemeinen Wohlgefallen hätte; oder auch der völlig Blasirte.

Denn was ist Religion? Nichts anderes und nichts weiter als das Gefühl der Erhebung, welches zunächst die Ideale und dann auch alle wirklichen Dinge in uns erwecken, insofern und in dem Maße als sie das Ideal verwirklichen; Begeisterung für das Gute, das Wahre und das Schöne schlechthin, und folglich für jedes einzelne Gute, Wahre, Schöne, das hervorgebracht ist, oder für irgend etwas Vorhandenes, insofern es gut, wahr, schön ist. Der Mensch hat nicht nur den kalten Trieb, alles um sich her und sich selbst zu erkennen und die äußere Natur zu seinem Nutzen und zum Besten aller Andern zu bearbeiten; auch gewährt nicht nur diese Thätigkeit des Forschens und Erkennens und der Unterwerfung der Natur dasjenige Gefühl der Befriedigung, welches jede Uebung einer uns inwohnenden Kraft herbeiführt: sondern, hiervon noch abgesehen, liegt im Menschen ein

Drang, über jedes Gegebene, über alles was er vorfindet, hinauszugehen, von jedem Beschränkten (und alles Wirkliche, was er findet, ist beschränkt und endlich und mangelhaft) vorzuschreiten zum Unendlichen, zum Vollkommenen ohne Fehl. Wir lernen zwei, drei zählen an den Dingen, die vor unserm Auge liegen' und zählen dann weiter, ohne Rücksicht auf die Dinge, zehn, hundert, tausend, bis ins Endlose. Wir durchschreiten einen beschränkten Raum und ziehen dann weiter Linien in unzähligen Richtungen ins Endlose. Wir durchleben eine Spanne Zeit und setzen sie in Gedanken fort vor- und rückwärts zu einer endlosen Vergangenheit und einer endlosen Zukunft. Wir setzen Kräfte in Bewegung, die irgend etwas in bestimmtem Maße leisten, und bilden uns den Begriff unendlicher Leistungen und unerschöpflicher Kraft. So giebt jede Erfahrung eines Hohen und Werthvollen den Gedanken des Höhern und Werthvolleren, des Unendlichen. Dieses Hinausschreiten über das Vorliegende ist nun eben zugleich an sich selbst eine Werthschätzung des Vorliegenden, ein Messen desselben am Unendlichen. Je niedriger etwas gesetzt ist, um so mehr Stufen haben wir in der Vorstellung zu durchlaufen, um in die Höhe zu gelangen; je höher aber ein Gegenstand unserer Betrachtung steht, um so näher dem Vollendeten wird durch denselben unser Bewußtsein augenblicklich gebracht; solch ein Gegenstand reißt unsern Geist in plötzlichem Schwunge zu seltener Höhe; und dieser Schwung und die Nähe zum Unendlichen erzeugt das wohlthuende Gefühl der Erhabenheit, und dieses ist Religion.

Religion, Idealismus, Begeisterung, ist das Gefühl für das Unendliche schlechthin und für das Endliche, insofern es eine Darstellung des Unendlichen ist. Darum setzt die Religion immer ein Höchstes, das wir Gottheit nennen, einen unauslöschlichen Heerd der Begeisterung, von welchem die Strahlen ab-

wärts gehen. Daher ist der religiöse Ausdruck für die Religion der: Gefühl für die Gottheit und für alles Seiende, insofern uns dieses vollkommener oder unvollkommener die Gottheit darstellt.

Die Gottheit ist das, was wir als Höchstes, als unendlich Vollkommenes verehren. Alles Endliche, und darunter auch wir selbst, ist von ihm abhängig, erhält von ihm Dasein und Werth. Darum hat man die Religion Abhängigkeitsgefühl genannt. Der Ausdruck ist schlecht. Das Abhängigkeitsgefühl ist drückend; es ist das Gefühl des Sclaven, der mit seinen Fesseln rasselt. Es kann nur Groll und Empörung wecken. Wenn sich aber das endliche, beschränkte Wesen vom Unendlichen abhängig weiß, so fühlt es sich frei. Denn es giebt keine andere Freiheit als „im Unendlichen sich zu finden". Was wir erhaben nennen, ist nach der Bestimmung der Aesthetiker das, was in uns den Gedanken und das Gefühl unserer Kleinheit erweckt. Wäre das nun ein erdrückendes Abhängigkeitsgefühl, so wäre es nicht einmal angenehm, geschweige ein Ziel der Kunst. Die Sache ist aber anders: indem wir uns im Angesicht des Großen klein erkennen, erfassen wir doch zugleich das Große, schwingen wir uns zu dessen Höhe hinauf und fühlen uns über alles Kleine erhoben, über unsere eigene Kleinheit hinausgetragen. So wirkt alles Edle erhaben, weil es uns über alles Gemeine hinausreißt. Religiös sein heißt nun aber schlechthin, sich emporschwingen über alles Kleine, Niedere, frei werden aller gemeinen Banden, erhaben, ideal gestimmt sein; und das ist Seligkeit. Religion ist der Quell aller Lust an allem, was unser Bewußtsein erhöht und erweitert, reinigt und veredelt; aus ihr strömt die Lust an den Entdeckungen der Wissenschaft, welche uns das Unendliche am klarsten zeigt; aus ihr die Lust am sittlich Guten, welches uns mit dem Unendlichen am wesenhaftesten verbindet; und aus

ihr auch die Lust am Schönen, welches uns den Glanz und den Reiz des Unendlichen fühlen läßt.

Prüfe ein Jeder, den Blick in sein eigenes Innere kehrend, ob ich mit dem Gesagten den wirklichen Springpunkt der Religion getroffen habe. Indessen weiß ich recht wohl, daß die bis hierher geführte Betrachtung selbst für einen allgemeinen Ueberblick noch einseitig, mangelhaft ist. Sie würde ausreichen, wenn der Mensch sich immer in Gleichmuth befände; dann würden die religiösen Stunden die seligen Momente sein, wo er über den gewöhnlichen, mittleren Höhestand erhoben wird. Des Menschen Gemüth sinkt aber aufs häufigste unter diesen Punkt mittlerer Höhe hinab. In seiner Endlichkeit fühlt er sich oft gedrückt. Es fehlt ihm, was ihm sehr wünschenswerth, gar nothwendig erscheint, und seine Kräfte erweisen sich als unzulänglich, das Ersehnte zu erlangen. Er verliert, was ihm kostbarer Besitz war, und kann es nie wiedergewinnen. Nicht selten tritt ihm die menschliche Schwäche, Hinfälligkeit, Ohnmacht, ja völlige Nichtigkeit vor das Auge. Die Natur erscheint ihm nicht immer mild und gütig, sondern auch furchtbar und schrecklich. Habe ich nöthig, solch ein Bild auszumalen? Oder wir blicken auf das menschliche Treiben und auf menschliches Schicksal im Privatleben der Einzelnen oder in der Geschichte der Völker: wo ist die Gerechtigkeit, die wir vorauszusetzen nicht unterlassen können? Ist es nöthig, dieses Bild aufzurollen? Oder, und das ist das Traurigste, der Mensch blickt in sich und erkennt und fühlt sich höchst mangelhaft, vielleicht gar schuldig; Reue zerquält ihn. Es ist nicht nöthig zu zeigen, was mancher in sich sieht, oder was jeder in sich sieht. In solchen Stunden nun ist es die Sehnsucht nach Erhebung zum Unendlichen, die das Gemüth erfaßt, und das ist die andere Seite der Religion. Sie ist nicht bloß die Seligkeit des Erhabenseins, sondern auch das Streben und

die Sehnsucht nach Erhebung über den Druck des Endlichen, nach Befreiung von den zwängenden Schranken.

Religion ist also im Allgemeinen Erkenntniß und Gefühl des Unendlichen, und danach erklärt und bestimmt sich die Verschiedenheit der wirklichen Religionen. Die Erkenntniß des Unendlichen kann mehr oder weniger vollkommen sein. Der Eine sieht das Unendliche an einem Punkte, über den der Andere noch mehr oder weniger weit hinausschaut; es kommt auf die Fassungskraft und Tragweite eines jeden Geistes an. Um ein Beispiel zu nehmen, das uns weitab liegt, und darum die Sache um so klarer macht, erinnere ich an jene unglücklichen culturlosen Völker Afrikas und Australiens. Wie muß der Begriff des Unendlichen bei Menschen beschaffen sein, deren Zählfähigkeit nicht über den materiellen Besitz hinausgeht, sondern beschränkt wird von der Anzahl der Schafe und Rinder, die man selbst oder der Herr oder der Nachbar besitzt? Ein solcher Mensch wandelt auch über den Sand am Ufer des Meeres und sein Auge zeigt ihm die Sterne des Himmels; aber sie geben ihm nicht den Begriff des Unzähligen, denn er hat viel zu früh zu zählen aufgehört, als daß er den Versuch, sie zu zählen, wagen könnte; sie liegen weiter als sein Unendliches; er kann sich bei ihnen nichts mehr denken. Stumpf schreitet er über den Sand, schaut nicht auf nach oben, und wählt sich ein einzelnes Ding, das er vom Wege aufnimmt, zum Fetisch.

Von dieser niedrigsten Stufe bis zur höchsten giebt es viele Zwischenstufen. Die höheren Religionen unterscheiden sich am wesentlichsten durch die Weise, wie sie das Verhältniß des endlichen, bedrückten Menschen zum Unendlichen erfassen, und wie sie demgemäß die Erhebung und die Befreiung von allem Niedern zu bewirken suchen. Hier liegt die Verschiedenheit in der Auffassung der menschlichen Natur, und nicht nur in der Form

des Erkennens, sondern auch in der Weise des Fühlens. Denn es muß sich ja nothwendig mit der andern Anschauung von der Stellung des Menschen der Gottheit gegenüber, auch ein ganz anderes Gefühlsleben entwickeln. Und durch Erkenntniß und Gefühl werden die Mittel bestimmt, durch welche der Mensch zur religiösen Seligkeit erhoben werden kann.

Wenn nun dies Religion ist, was hat der Mythos mit ihr zu schaffen? An sich, ihrem Begriffe und ihrer Idee nach, gar nichts. Betrachten wir sie aber historisch, in ihrem Zusammenleben mit allen Bethätigungen des menschlichen Geistes, so stellt sich die Sache ganz anders heraus.

Die Religion ist eine Erkenntniß= und Gefühlsart, welche mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbunden ist, so unzertrennlich wie Sprache und eine gewisse gesellschaftliche Einrichtung und der Gebrauch und die Anfertigung gewisser Handwerkszeuge und wie der Anwendung des Feuers. Noch ist kein Volk gefunden, dem diese Elemente des menschlichen Lebens gefehlt hätten. Wenn Reisende versichern, daß irgend ein noch so elend lebender Volksstamm, den sie besucht hatten, ohne Religion sei, so beweisen sie mit solcher Aeußerung nur ihre Unfähigkeit, das menschliche Leben in seinen niedrigen Formen zu beobachten, und Eilfertigkeit des Urtheils.

Wenn nun also jedes Volk, auch das ungebildetste, Religion hat, und auch die ältesten Geschlechter der Menschheit schon Religion haben mußten; und wenn die Erkenntniß dieser Menschen sich nothwendig in Mythen bewegen mußte: so kann natürlich ihre Religion, welche ja auch eine Erkenntniß ist, nicht anders als in mythischer Form sich kundgeben. So lange der menschliche Geist aus jeder Erscheinung einen Mythos bildet, so lange er keinen Gegenstand anders als im Mythos erfaßt: so lange muß nothwendig die religiöse Werthschätzung der Dinge, das Messen

am Unendlichen sich um Mythen bewegen und sich mythisch ausdrücken. Nicht nur jedes einzelne Ding, sondern zu allermeist das, was als das Unendliche, als Gottheit gilt, und das Verhältniß, in welchem alles Endliche und namentlich der Mensch sich zur Gottheit befindet, wird mythisch gestaltet. So lange also der Mensch von den Naturerscheinungen noch so ergriffen ist, daß seine Sinne in hohem Grade davon geblendet sind, und daß er folglich die unvollkommensten Wahrnehmungen ganz phantastisch combinirt und ergänzend ausgestaltet: so lange wird er in den erschütterndsten Erscheinungen das Unendliche am sichersten zu erfassen meinen, und in den Gestalten, welche er im Gewitter und im Uebergange von der Nacht zum Tage so eindringlich kennen lernt, seine Gottheiten sehen. Wir haben uns schon die Lage und die Stimmung des Urmenschen vergegenwärtigt, aus welcher Mythos und Religion als ein Zwillingspaar entspringt. Er wird also in jenen mythischen Thieren, dem Drachen, dem Widder, dem Vogel u. s. w. seine Götter und Göttinnen sehen — sehen und verehren. Wie könnte er sie nicht verehren? Sie überragen mit ihrer Kraft die seinige in so hohem Maße, daß seine Vorstellungen sie nicht erreichen; und sie nützen ihm und schrecken ihn, schaden auch oft genug, um ihm zu erkennen zu geben, wie völlig er von ihrer Macht abhängig ist.

Vorstellungen von Göttern schafft der Mensch in erster Linie aus dem Sinne für das Unendliche, in zweiter Linie aus Furcht und Dankbarkeit, und zwar mit mythischen Elementen, weil er ursprünglich keine andern hat.

Nicht aus innerer Nothwendigkeit also ist Religion mit Mythos von ihrem Ursprung an verbunden, nicht weil ihr Wesen zu solcher Vereinigung triebe, sondern weil es unter den in der Urzeit gegebenen Umständen nicht anders sein kann. Zu Mythen gesellt ist die Religion der Kindheit des Menschen-

geschlechts. Diese Gesellung aber wird verhängnißvoll für sie. Zwar wird ihr dadurch nicht jede Entwicklung abgeschnitten; der religiöse Sinn ist mächtig genug, und der Mythos biegsam genug, um die Religion in mythischer Erkenntnißform hohe Stufen erreichen zu lassen; ja bis zum Monotheismus kann sie gelangen. Denn Mythen veranlassen zwar ursprünglich mit Nothwendigkeit Vielgötterei; aber obwohl der Eine Gott nur im schärfsten Widerspruch gegen Götzendienst hervortreten kann, so verträgt sich doch auch er mit dem Mythos; und wenn er im kindlichen Gemüthe entsprungen ist und kindlichen Geistern gepredigt wird, so nimmt auch er nach Lage der Umstände mythische Form an. Wie hoch und rein auch ihrem Inhalte nach die Religiosität des alten hebräischen Propheten ist, so ist er doch an Bildung des Verstandes noch völlig Kind. Das eigentliche Wesen des mythischen Denkens, daß es den Gegenstand nicht im Begriff und in Abstractionen erfaßt, sondern in Anschauungen aus dem Kreise der irdischen Natur und dem Leben und Verkehr der Menschen: das bleibt beim Aufgange und selbst noch während der Entwicklung des Monotheismus bestehn. Man merkt es dem Propheten klar genug an, wie sehr er ringt, für die Darstellung seines unendlichen Gottes alle Banden und Schranken der sinnlichen Natur zu durchbrechen, und dieses Streben macht ihn zum größten, zum erhabensten Dichter; aber er ist Dichter geblieben; er war noch nicht logisch gebildet. Besonders aber das Verhältniß des Endlichen und des Menschen zu Gott, obwohl im Monotheismus in keinem Vergleich tiefer erfaßt als im Polytheismus, wird doch auch hier ganz mythisch gedacht: Schöpfung, Offenbarung, Bündniß oder Verlobung mit dem auserwählten Volke, jüngster Tag, Messias, Sohn Gottes, Opfer: das alles ist Mythos.

Wir begreifen heute die Verbindung von Mythos und Re-

ligion vollständig. Der Mythos ist eine Denk= und Darstellungsform; er schafft Bilder, Anschauungen, Erzählungen; die Religion dagegen ist ein Inhalt, und wenn dieser erhabene Inhalt zuerst geschaffen wird, vermählt er sich mit jenen mythischen Formen, legt sich in jene Bilder und jene Erzählungen von Thatsachen hinein. Der unter dem Banne des Mythos stehende Geist weiß das natürlich nicht. Er hat seinen Inhalt nur in solcher Form, und kann beides nicht von einander scheiden. Für ihn ist diese Form wesentlich; und je höher sein Inhalt ist, je mehr er von der Wahrheit desselben durchdrungen ist, um so mehr ist er überzeugt, daß jene Erzählungen, in welchen er so hohe Wahrheit besitzt, auch wirklich und gerade so, wie erzählt wird, vor sich gegangen seien.

Das ist nun das Verhängnißvolle für die Religion: während wir freilich den Mythos hochschätzen können, weil wir die darin enthaltene Wahrheit auszulösen vermögen, legt der kindliche Mensch alles Gewicht auf die Erzählung und glaubt die erzählte Thatsache als solche und fordert Glauben für dieselbe. Schreitet nun die geistige Entwicklung vor, so wird, was ehemals kindlich war, kindisch; man steift sich auf die Form bis zur vollen Verkennung und Verleugnung des Inhalts. Was einst Segen war, wird nun zum Fluche. Dies ist die Folge davon, daß die Religion, die ewig ist, an eine vergängliche Form gekettet war.

Aber nicht nur für den Gläubigen ist diese Verkettung so verhängnißvoll, sondern auch für den Ungläubigen, für den Mann der Wissenschaft. Es giebt Philologen, welchen Religion und Mythos so identisch geworden sind, daß auch sie an der Masse der mythischen Gestalten eines Volkes die Kraft der Religiosität desselben messen oder die Macht der Religion in der Schöpfung von Mythen erkennen. Und weit verbreitet ist der Irrthum,

als wenn die Schläge gegen den Glauben an Mythen auch die Religion träfen. — Noch verderblicher ist der Wahn, der sich ebenfalls bei Gebildeten wie bei Ungebildeten findet, der Wahn, welcher die Kraft und Tiefe der Religiosität an der Masse der ceremoniellen Uebungen mißt. Mancher Philologe hat behauptet, der alte Römer sei religiöser gewesen als der alte Hellene, ohne andern Grund, als weil jener mehr Ceremonien geübt hat. Daraus folgt aber nur, daß der Römer abergläubischer war als der Grieche.

Zur Verkettung der Religion mit mythischem Aberglauben liegt indessen, zwar nicht in der Religion selbst, aber doch dicht neben ihr, noch ein besonderes Motiv. Sie hat, wie wir sagten, zwei Seiten oder Grundtriebe: von der einen Seite ist sie Erhebung zur Gottheit, ist sie Seligkeit; von der andern ist sie Streben aus der Gedrücktheit zur beseligenden Höhe. Wer nun verkennt oder außer Acht läßt, daß der Mensch nur durch klare Erkenntniß und sittliche Arbeit und Cultus des wahrhaft Schönen die gesuchte Beseligung erlangen kann, wer davon absehend ausruft: wie komme ich zu Gott? der ist schon in Blindheit und Wüste. Wer Gott nicht in sich fühlt, wird ihn nicht erjagen; an ihn drängen sich die mythischen Gedanken von Hölle und Teufel wie wüthende Hunde und hetzen ihn in wilder Jagd zu jeder Grenze des Wahnsinns und des Lasters. Das aber ist nicht Religion, sondern Abirrung von ihr. Wer auf solche Erscheinungen hinweisend, die Religion von sich thun zu müssen glaubt, der begeht einen theoretischen Fehler, der ihm auch praktisch schaden wird.

Nein, noch einmal: die Religion ist ewig, sie ist das Allermenschlichste, des Menschen Heiligthum; der Mythos dagegen ist eine endliche Form, und die Form zerstören, damit der In-

halt um so reiner und heller strahle, ist eine gebotene That, ist die Aufgabe unserer Zeit. Mit der Beseitigung des Mythos aber und dann noch hauptsächlich durch allseitige Pflege der geistigen Gesundheit arbeiten wir auch jenen Verirrungen entgegen, welche nicht Ursache, sondern Folge und Ausbruch geistiger Krankhaftigkeit sind.

Diese Aufgabe aber ist schwer. Mit Bilderstürmerei ist nichts gethan; und die am meisten zertrümmern wollen, mögen sich hüten, daß sie nicht tief in Götzendienst stecken bleiben. Es handelt sich um einen Befreiungsact rein innerer Art; es handelt sich darum, einen Grad von Bildung zu erreichen, um das Göttliche zu fühlen, in welcher Gestalt es erscheinen mag; um die Erhabenheit der wissenschaftlichen Erkenntniß, die Heiligkeit der reinen sittlichen Gesinnung, den Adel alles Schönen in steter Herrschaft über unsere Stimmung zu erhalten und zum einzigen Beweggrunde unserer Handlungen werden zu lassen. Ja, auch die Kunst wirkt religiös, erhebt zum Unendlichen, die echte Kunst, wenn sie rein aufgenommen wird (eine Symphonie Beethovens ist heiliger als manche Kirchenmusik — und ist es gerade in demselben Maße, als sie musikalisch vollkommener ist, künstlerisch höher steht als jene) — und wehe der falschen Kunst, die dem Zeitvertreibe dient oder noch Schlimmerem.

Die unnatürliche, unglückliche Ehe der Religion mit dem Mythos wäre längst zerrissen, wenn nicht alles, was mit ihr zusammenhängt, eine besonders conservative Kraft hätte. Denn wenn wir durch alles, was wir sind und haben, mit unsern Eltern und den früheren Geschlechtern zusammenhängen, so thun wir es doch am innigsten durch die Religion, die uns als Heiligstes gilt, wie sie jenen dafür galt. Uns von ihr losmachen erweckt am meisten das Gefühl, als habe man sich von den

Eltern abgelöst; und die Religion muthwillig verleugnen, scheint uns, müsse dieselben am meisten schmerzen. Nun war doch einmal ein gewisser Mythos religiös geheiligt, also mochte man auch ihn nicht aufgeben, an dem die Eltern hingen. Auch war noch zu keiner Zeit die Bildung so allgemein verbreitet, daß man hätte wagen dürfen, öffentlich und für Alle die Form abzustreifen ohne Gefahr, damit den Inhalt selbst zu schädigen, zu vernichten. Selbst der edelste unserer Dichter, Schiller, mahnt zur Vorsicht. Vorsichtig müssen wir allerdings sein, nicht aus vornehmer Rücksicht auf das Volk, von dem wir meinen, daß es an Bildung unter uns stehe, nein — sondern zunächst und vorzüglich unser selbst wegen. Das sei nie vergessen: man ist darum noch nicht innerlich frei, weil man gesagt hat: ich will frei sein. Innere Freiheit ist die schwerste Arbeit, und endlose Mühe.

Den Mythos übergeben wir der Verklärung durch die Poesie. Ob wir aber die würdigen Nachkommen unserer Vorfahren sind, mag sich darin zeigen, ob wir es vermögen, das heilige Feuer, das sie entzündet und genährt haben, noch heller leuchten zu lassen; ob uns unsere abstracte, bildlose Religion das leistet, was ehedem die mythische Religion geleistet hat — wenn sie es thut, so wird sie es besser thun. Wir müssen von uns fordern, daß wir mit nicht geringerem Eifer als unsere Eltern dem Studium, der Erforschung der Wahrheit obliegen, und daß wir es in höherem, reinerem Sinne thun; daß wir in sittlicher Lauterkeit leben und im Vermeiden wie im Ausüben strengeren, feineren Anforderungen nachkommen, und zwar aus einer Gesinnung, die das Gute will, weil es gut ist. Unser Idealismus muß reiner, kräftiger, umfassender sein; das Gemeine soll weit hinter uns bleiben, selbst im Scherz und Spiel. So wird nicht nur

unser Zusammenhang mit unsern Eltern bewahrt, sondern überhaupt jene Verbindung der Humanität, von der ich zu Anfang dieses Vortrages als von einer erkannten Idee sprach, praktisch hergestellt werden — die ganze Menschheit eine Kette, in welcher jede Regung durch alle Glieder zuckt — die gegenseitige Verbürgung Aller für Alle, eines Jeden für Jeden.

---

Vorstehender Vortrag ist so abgedruckt, wie er gehalten war. Da ich ihn nun der Oeffentlichkeit übergebe, drängt es mich, noch vieles über die Religion der Gegenwart und Zukunft zu sagen. Es sei aber genug an folgendem

## Zusatz.

Es wäre sehr weitläufig, die vielen mythischen Elemente, welche noch immer in unserer heutigen Wissenschaft versteckt sind, ans Licht zu stellen. Mancher dünkt sich sehr frei, in dessen Aesthetik oder Geschichte oder welche Wissenschaft er treiben mag, die mythische Denkweise sich noch breit hindurchzieht und tiefere Erkenntniß nicht aufkommen läßt.

Andrerseits ist mit der Einsicht, daß die Begriffe Gott und Seele in dem Mythos ihren Ursprung und ihre erste Entwicklung haben, noch gar nichts über den Werth und die Giltigkeit dieser Begriffe entschieden. Unsere ganze Metaphysik ist dem Mythos entsprossen. Ihr liegt es eben ob, ererbte Begriffe zu prüfen und zu läutern. Und ihr nebst der Religionsphilosophie sind auch die Begriffe Gott und Seele zu näherer Bestimmung und Beurtheilung anheimzustellen.

Gott und Seele zu leugnen, ist eine alte Mode; und auch diese Mode, wie jede andre, ist fanatisch und eitel. Ihre Eitelkeit und ihr Fanatismus zeigt sich darin, daß sie sich auf ihre

Negation an sich viel zu gute thut und dieselbe überall ausschreit, auch da wo die Annahme oder die Abweisung jener Begriffe gar nicht in Betracht kommt; sie freut sich ihrer Negation so sehr, daß sie vor allem nur diese hören will und sich der Mühe der Position überhoben glaubt.

Wie die Religion und Sittlichkeit ihrem Wesen nach nicht vom Mythos abhängig sind, so sind sie es auch nicht von den Begriffen Gott und Seele. Sie fließen ganz und gar und lediglich aus dem menschlichen Wesen, und auf dieses sind Ethik und Religionsphilosophie zu gründen. Das Wesen des Menschen aber ist hierbei zunächst so zu fassen, wie die rationale Erfahrung es kennen lehrt. Daß es sittliche Gefühle giebt, ist eine Annahme, die davon ganz unabhängig ist, ob sie durch materielle Combinationen bedingt sind, oder als Bekundungen eines immateriellen Wesens anerkannt werden. Ebenso hat nicht der Glaube an Gott religiöse Gefühle geschaffen; sondern diese Gefühle sind das causale Prius und haben sich in Glauben und Cultus-Handlungen offenbart. Wenn ihnen solcher Glaube und Cultus nicht nothwendig ist, so werden sie in Zusammenhang mit höherer Sittlichkeit und tieferer Metaphysik in andern Formen wirksam werden und sich lebendig erhalten.

Wahrhafte Erfahrungs-Erkenntniß vom innern Wesen des Menschen thut uns noth. Wer giebt uns diese? Nur eine, von allen metaphysischen und religiösen Voraussetzungen freie, rationale Psychologie.



Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Friedrichsstr. 24.